

Nr. 20. Posen, den 17. Mai. 1891.

Fliederduft.

Pfingstgeschichte von B. Herwi.

(Nachdruck verboten.)

Auf den Straßen herrschte reges Leben. Jeder eilte und drängte vorwärts, um rechtzeitig mit den Besorgungen, Einkäufen und Vorbereitungen fertig zu werden; war doch morgen Feiertag, nach den sauren Wochen der Arbeit die lang ersehnte, frohe Festesstimmung, warmfluthende Sonne, lebenspendende Frühlingsluft, ist doch der Lenz mit aller Pracht eingezogen. Es grünen die Wiesen und die Bäume, die Rosen knospen, der Flieder duftet, Alles blüht und belebt sich, die Menschen und die Natur sind im Einklange mit einander, es ist Feiertag in der Welt, lachender, freudebringender Feiertag . . . Pfingsten.

Draußen im Parke war's stiller; die Leute hatten heut zum Spazierengehen wenig Zeit, überall sah man noch Vorbereitungen zum Empfang des alljährlich wiederkehrenden Gastes, der heilige Freude ausgießt über die Häupter der dankbaren Menschen. Welche Freude ist auch reiner, als die an dem Wiedererwachen der Natur, an dem Sprießen und Blühen, an dem Vogelsang, an dem wolkenlosen blauen Himmel! Wenn auch Kummer und Leid die Seele bedrückt, wenn das Herz sorgenerfüllt und trübe schlägt, die goldene Sonne findet ihren Eingang allüberall, sie weckt erstorbene Triebe zu neuem Leben, sie bringt Muth, Hoffnung und Lust zu neuem Streben.

Im Parterrezimmer der kleinen, eleganten Villa, die von der breiten Fahrstraße durch einen gepflegten Garten getrennt ist, sind die Fenster weit geöffnet, sie lassen die balsamische Luft hinein in das behagliche geräumige Arbeitszimmer.

Was hält den einsamen Mann am Schreibtisch so gefangen? Ist's die stille Freude über das herannahende Frühlingsfest, ist es der leise Duft der ersten Fliederblüthen, ist es das Sehnen nach Erholung, oder ist's Kummer und Leid, was die Züge des interessanten, bleichen, durchgeistigten Antlitzes so eigenthümlich nachdenklich macht?

Die Feder ist der fleißigen Hand entfallen, das Auge verfolgt nicht mehr die schnell dahingeschriebenen Zeilen; er starrt wie traumverloren vor sich hin, die Erinnerung hat den Mann überwältigt, die Erinnerung, die, wie der Dichter sagt, oft das Paradies ist, aus dem wir nie vertrieben werden können, eine Erinnerung, die freilich auch mit dem traurigen Gefolge von Sorge, Reue, Vorwürfen und Qual ein ewiger Born des Schmerzes sein kann, ein Alp — nie abzuschütteln, nur auf Augenblicke zu bannen durch Leichtsinn oder Genuß, zu überbrücken durch gute Vorsätze, einzuschläfern durch Selbstsucht und falsch angewendete Energie, aber nie zu tödten, nie, nimmermehr.

Jahrzehnte sind vergangen, seitdem aus dem stürmenden, leidenschaftlichen Jüngling ein ernster Mann geworden ist, ein Mann, dessen künstlerisches Empfinden nur inniger geworden, wenn es auch nicht mehr dem Sangesleben in seiner Brust Ausdruck geben konnte . . .

„Wie duftet doch der Flieder
So mild, so stark, so voll —
Mir löst es weich die Glieder,
Daß ich was sagen soll."

Er murmelt es vor sich hin und springt von seinem Sitze auf; überwältigt von der Erinnerung geht er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Wo ist die Zeit, da er, der bewunderte, gepriesene vergötterte Hans Sachs es hinaussang aus vollbewegter Brust, da das holde Evchen, vom Zauber der Jungfräulichkeit umstrahlt, ihn mit den großen, blauen Augen vertrauend anlachte, die Zeit, da er als Don Juan das Vorbild eines verführerischen Cavaliers, nicht nur seine Elviren und Zerlinen, sondern unzählige Frauenherzen bezwang, die sich ihm nur zu willig ergaben, da er als Heiling und Vampyr in Dämonie und ursprünglicher Genialität fast unerreicht auf dem Gebiete der Kunst herrschte?

Er hatte viel geliebt, im Weibe hatte er Gott und die Natur verehrt und in verworrenem Dünkel hatte er das holdeste, vertrauensvollste Geschöpf, die süße Eva, unglücklich gemacht . . . das nagte an ihm, das konnte er nicht vergessen.

Auch im Leben hieß sie Eva, die er damals an sein Herz genommen mit tausend Eiden und Betheuerungen, die ihm geglaubt und die er dann verlassen . . .

Damals hatte er sich sein Glück nach eigenem, rücksichtslosem Ermessen zu gründen geglaubt, als er dann den Lockungen eines reichen, schönen, verwöhnten Weibes folgte und mit ihr, getragen von seinem Künstlerruhme, auf der Höhe des Daseins lebte.

Als aber der Glücksstern über seinem Haupte anfing zu erblassen, als er in Folge einer schweren Krankheit seine Stimme verlor und gezwungen war, den Künstlerberuf aufzugeben, als sein Stolz herbe Kränkungen erlitt und ihm die anscheinend Treue, schwer Errungene im neuen Taumel sündiger Leidenschaft davonging, ihn und das kleine Mädchen eines Anderen wegen verließ, und ihm so nach ewigen Gesetzen vergalt, was er selbst verbrochen, da hatte er sich wieder aufgerafft, die Stadt verlassen, in der ihm so viel Unheil widerfahren, seine Kenntnisse verwerthet, sein Talent neu erkannt. So war aus dem gefeierten Sänger ein beliebter, geschätzter Schriftsteller geworden.

Jahre waren dazu nöthig gewesen, Jahre voll Arbeit und Enttäuschungen, aber er hatte sich schließlich Erfolg errungen und dessen Segnungen machten nun seine und des Kindes, der holden Röse, Existenz zu einer glücklichen und sorgenlosen.

Ein tiefer Athemzug schwellt seine Brust.

„Wie duftet doch der Flieder" . . .

Die Worte, die Töne kommen ihm nicht aus dem Sinne.

„Nein, ich kann es nicht vergessen", ruft er, „und ich will nicht länger zögern, ich will es niederschreiben, wie es damals geschehen ist. Vielleicht befreie ich mich dadurch von der Sorge und schreibe mir die Reue von der Seele, vielleicht geht das Blättchen in die weite Welt und findet sie, die Arme, Verlorene und kann ihr Kunde geben, wie ich nach ihr geforscht und um sie geweint, und wie ich, der müde, bereuende Mann mich nach ihr sehne. —

Nun sitzt er eifrig und schreibt und schreibt, die Sonnenstrahlen fallen schon schräge ins Gemach, kühl weht die Luft hinein; er schließt die Fenster. Seine Brust athmet schwer, seine Augen glänzen, seine Hand fliegt dahin . . . bald zu Ende, bald. Keine große Novelle wird es, nein, ein kleines Lebensbild nur, aber voll packender Wahrheit, voll Anklage, Sorge und Leid. Doch nun der Schluß, wie kommt er zu einem versöhnlichen Ausgang?

Unruhig geht er im Zimmer auf und ab. Der weiche, persische Teppich verlautbart keinen Ton, — die dunklen, herabfallenden Vorhänge wehren dem letzten Sonnenlicht den Eingang, und doch, er möchte noch arbeiten, die Arbeit beschließen . . . schon morgen könnte er das kleine Werk versenden, nachdem er es vorher hatte kopiren lassen . . . wie schade, sein alter Schreiber war erkrankt; doch war ihm ein neuer empfohlen worden . . . vielleicht konnte dieser noch heut kommen.

Er drückt auf die elektrische Klingel.

„Papa", ertönt eine helle Mädchenstimme und ein kaum dem Kindesalter entwachsenes, reizendes Mädchen tritt statt des gerufenen Dieners Anton ein, „wünschest Du, daß ich die Lampen anzünde?"

Liebevoll blickt der Vater auf sein schönes Kind.

„Nein, ich danke Dir, Röse, Du weißt, ich liebe die hereinbrechende Dämmerung, — etwas später . . . ich wollte Anton zu dem neuen Schreiber schicken."

„Ach, Papa, der ist schon da, oder vielmehr die, es ist eine Frau; sie wartet über eine halbe Stunde, aber ich wußte ja, daß ich Dich in dieser Zeit nicht stören dürfe, — da hab' ich mich mit ihr unterhalten. Du glaubst nicht, Papa, wie lieb und fein sie ist, gar nicht wie eine einfache Abschreiberin."

Gerhard Mallwitz, das war der Schriftstellername des ehemaligen Sängers, hatte während des Plauderns der Tochter eifrig die Blätter des Manuskriptes auf dem Arbeitstische geordnet.

„So laß sie nur eintreten; — das kommt mir recht, à propos", sagt er, „wie heißt sie?"

„Frau Callandi ist ihr Name, Papa, ich werde sie rufen."

Röse verschwindet und in die Thüröffnung tritt eine dunkel gekleidete schlanke, noch ziemlich jung erscheinende Frau, das anmuthige, blasse, leidende Gesicht vom blonden Scheitel gekrönt; leise sagt sie beim Näherkommen: „Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr Mallwitz."

Der Schriftsteller blickt nur flüchtig auf und blättert in seiner Mappe.

„Gewiß, liebe Frau; es ist sehr gut, daß Sie jetzt kommen, ich bin gerade bei einer wichtigen Arbeit, die zwar noch nicht ganz beendet ist; doch muß das in den nächsten Stunden geschehen. Hätten Sie wohl Zeit, gleich hier zu bleiben? . . . Ja, nun um so besser; bitte, legen Sie ab und machen Sie es sich hier am Tisch bequem, ich werde dort am Bureau schreiben . . . dies hier sind die ersten Blätter des Manuskripts."

Er ordnete Alles.

Die Frau hatte inzwischen den Hut abgelegt, sich zum Schreiben niedergesetzt, eifrig bemüht, die innere Erregung zu bekämpfen, die sie beim Anblick des Mannes, beim Hören der Stimme befallen.

„Ein Irrthum, eine Aehnlichkeit," flüstert sie leise vor sich hin, dabei seinen Gang, seine Bewegungen mit wachsender Theilnahme verfolgend, „und wenn er auch einen anderen Namen trägt, als damals," denkt sie bei sich und ihre Lippen sprechen es leise aus, „und wenn er auch mit dem ergrauten Barte älter, weit älter erscheint, als jener Mann sein konnte . . . und die Handschrift ist's ja auch und der Klang seiner Stimme . . . fort, fort, Ihr Gedanken, Ihr Erinnerungen, was geht es Dich an, was darfst Du Dich ablenken lassen?"

Die Feder der Kopistin eilt geschäftig über das Papier, aber sie schreibt nicht nur mechanisch, sie verfolgt den Sinn, den furchtbaren Ernst der kleinen, fast dramatischen Handlung, die da geschrieben vor ihr liegt. Ihre letzten Zweifel schwinden, von ihr ist die Rede in diesen Blättern, von ihrer Jugend, ihrer Liebe, von ihren Anrechten auf Glück, und von dem, der sie darum betrogen. Wer kann es wissen außer ihr und ihm? Sie hat geschwiegen in Noth und Elend, in Verzweiflung und Qual, und von ihm drang nie ein Wort, nie eine Kunde zu ihr und, nun . . . nun findet sie ihn wieder in Wohlleben und anscheinendem Glück, als bewunderten Schriftsteller . . . ja das war's, Mallwitz war gewiß nur sein Dichtername, daher konnte sie nicht vermuthen ihn hier zu treffen. „Nur weiter, weiter," sagte sie sich, „kein Zögern, kein Schwanken, schreib es nur selbst in deutlichen Buchstaben, schreib es schwarz auf weiß, wie er dich gelockt, geliebt und dann von sich gestoßen hat, schreibe, schreibe."

Wieder hört man nichts als das Kritzeln der Feder . . . da, plötzlich sagt sie, — sie erschrickt fast über den harten Klang ihrer Stimme: „Ich bitte um Licht, Herr . . . Mallwitz, auch sind die Bogen zu Ende, wollen Sie mir den Schluß geben!"

Der grübelnde Mann springt, aus seinen Gedanken geweckt, auf.

„Licht" ruft er dem eintretenden Diener entgegen und nach wenigen Minuten trägt der Alte die Lampe ins Zimmer.

Die Kopistin sitzt an ihrem Platze.

Mallwitz geht unruhig hin und her.

„ . . . Den Schluß," sagte er, „ja, hätte ich ihn nur erst selbst. Denken Sie, Frau Callandi, die verworrendsten Fäden der Romane zu knüpfen ist mir Spielerei, und hier, bei dieser herzbewegenden, kleinen Geschichte ist mir, als thürme sich eine hohe, eiserne Mauer auf. Wie die Wirklichkeit den Schluß gebildet . . . Sie müssen wissen, es ist eine kleine traurige Erinnerung, die ich da niedergeschrieben, ... so kann ich's nicht vollenden, wir Schriftsteller haben doch die Pflicht, das Rohe, Nackte, Abscheuliche zu mildern, wir müssen versöhnen, Mißklänge harmonisch lösen, Balsam bringen, wo das Leben Wunden geschlagen, wo Egoismus und Leichtsinn sich ihre eigenen Wege zum eingebildeten Glück erzwingen, und hier . . . wundern Sie sich nicht, daß ich's Ihnen, der Fremden sage, aber es sprengt mir die Brust, hier stehe ich am Scheideweg, und dennoch, wenn ich wüßte, daß ich damit sühnen könnte, was Schlimmes geschehen, ich würde es dennoch, dennoch hinschreiben, wenn auch alle Welt den traurigen Helden der Erzählung in mir selbst vermuthen sollte. Und dann — würden meine Leser, die meine heitere Art lieben, mir folgen, mir glauben?"

Er schwieg.

Die bleiche Frau hatte sich erhoben und war ihm einen Schritt näher getreten.

„Soll ich Ihnen helfen, Herr . . , Mallwitz? Ich glaube, ich werde einen Schluß finden können . . . ."

Der Mann sah überrascht nach ihr hin.

„Was ein von allen Seiten hochgeschätzter, herrlicher, beneidenswerther Mensch —" deutlich, fast wuchtig kam jedes Wort von ihren Lippen — „was ein edler Künstler thun konnte, ohne daß ein Finger auf ihn wies, ohne daß ihm von seinen Lorbeerkränzen auch nur ein Blatt gepflückt wurde, das soll jetzt nicht einmal die Fabel einer Erzählung bilden dürfen? Warum soll Gerhard oder Manfred, — es thut ja nichts zur Sache, wie er heißt, — nicht seine ihm vertrauende Braut, die ihm Alles, Alles geopfert hat, verlassen, schmählich treulos, gewissenlos, wann die schöne, reizende, verlockende Aga ihn umgarnt hat, warum soll dann die Hingeopferte nicht in Elend oder

Schande umkommen? Was sie gelitten und erfahren, das könnte ich, die einsame Kopistin, vielleicht erfinden, dem Dichter mit meiner Phantasie zu Hilfe kommen und so den Schluß herbei führen."

Immer erregter, gespannter, waren des Schriftstellers Züge geworden, immer mehr hatte er sich dem sprechenden, klagenden Weibe genähert, jetzt wandte sie ihm das volle, vom Licht der Lampe bestrahlte Antlitz zu.

„Eva" ruft er, „Eva! Du bist es, Du."

Er stürzt auf sie zu und umschlingt den bebenden Körper, er wendet ihren Kopf ganz dem Lichte zu und wiederholt mit vor Bewegung zitternder Stimme: „Ja Du bist es, meine arme, vergrämte, verlassene und doch nie vergessene Eva. Sei barmherzig, wie Gott es war, der Dich ahnungslos zu mir geschickt hat, stoße mich nicht von Dir, Du weißt nicht, was ich gelitten."

Sie steht noch immer starr und unbeweglich, die beschriebenen Blätter fest in der Hand haltend; erst allmählich löst sich die Spannung, schwere Thränen fallen aus den Augen herab.

Er küßt die Thränen, er küßt ihre schmalen, fleißigen Hände.

„Eva, was wußtest Du von mir?" fragt er endlich.

„Nichts," spricht sie einfach, „nichts, sonst wäre ich nicht gekommen, sonst wäre diese unselige Novelle . . ."

„O, schilt sie nicht," bittet er und ergreift das Manuskript. „Dies hat Dich hergeführt und hat Dich erreicht, ehe das Werk, das Dir von Reue sagen sollte, das Tageslicht erblickt hat; es sollte Dir künden, daß der Treulose namenlos unglücklich wurde, er suchte nach Dir, doch Du warst verschollen —"

„Drüben war ich, — jenseits des Meeres," antwortete sie fast tonlos, „mein theurer Lehrer rettete mein Leben und meine Ehre. Er nahm mich an seine treue Brust, bis er starb, vor wenig Jahren war es. Drüben im neuen Welttheil ruht er; neben ihm . . . mein Sohn, den er den seinen nannte. Mein Lebensmuth war dahin, mein Talent mittelmäßig, nur einen Wunsch hatte ich noch, die Heimath wollte ich wiedersehen. Meine Handschrift hatte man stets gelobt . . ."

Ehrfurchtsvoll führt er ihre Hand zum Munde und haucht heiße Küsse darauf.

„Diese armen, zitternden Finger können doch noch viel thun, Eva, sie können meine abgebrochene Novelle vollenden, sie allein vermögen es, einen guten Schluß zu schreiben. Eva, der Sommer ist da, mein Kind soll in die Weite, geh Du mit ihm, versuche, es lieb zu gewinnen, — ich will Dir Ruhe gönnen, Dich nicht sehen, Wochen nicht, Monde nicht, Du sollst mehr von mir hören, Alles, was mir begegnet, und dann, nach Deinem eigenen, tieffühlenden Frauenherzen, das doch keine lebenslängliche Sühne verlangen wird, meine Geschichte, die kleine, traurige Geschichte schließen. Willst Du das, Eva? Sieh, ich weiß nichts von Dir in all den langen Jahren, aber ich glaube an Dich, willst Du es mit mir versuchen?"

Sie nickt, unfähig, ein Wort zu sprechen.

„Du kennst ja nun den Inhalt," fährt er fort, „ . . . also, er findet die nie vergessene Jugendgeliebte wieder, durch einen Zufall, er findet sie einsam, verhärmt und vergrämt; aber für ihn doch noch mit allem Reiz der holdesten Frau, und er, der Alles besitzt, was das Leben sonst schön macht, Freunde, Geld, Ruhm und das Köstlichste . . . ein geliebtes Kind . . ."

„Ich sah es, Manfred, mein Herz schlug dem holden Geschöpf heiß entgegen."

„Ach, Eva, gewinne sie lieb, sie hat ja nie empfunden, was Mutterliebe heißt, ein so kleines, hilfloses Geschöpf soll man verlassen können; doch jene, ihre Mutter, hat traurigen Lohn empfangen, die verwöhnte Frau ist einsam und verachtet gestorben. Nun weißt Du Alles, Alles."

Leise klopft es an der Thür.

„Kommst Du noch nicht, Papa?"

Die Beiden traten über die Schwelle.

„Hast Du die Novelle beendet, und wird es auch eine heitere, lustige, eine, mit der man sich freuen kann, ja? Und kriegen sie sich? Das ist immer bei mir die Hauptsache, Papa."

„Hoffentlich ja, mein Kind", spricht Mallwitz mit aufleuchtenden Blicken und geleitet die Kopistin zur Thür.

„Aber morgen, Papa, arbeitest Du doch nicht, nicht wahr, nein? Morgen ist Feiertag, vergiß es nicht, Anton hat einen ganzen Berg grüner Maien angeschleppt, da müssen wir alle Zimmer schmücken, wie Du es liebst."

„Ja, morgen ist Feiertag, Röse", sagt der ergriffene Mann fast feierlich. Er hält noch immer die Hand der Fremden und mit der anderen sein schönes Kind an sich ziehend, wiederholt er: „Ein Feiertag, an dem neue Liebe sich über unser Haupt ergießen soll, verklärte, veredelte Liebe, Gottlob, endlich einmal wieder ein frohes, gesegnetes Pfingstfest."

„Komm, Eva," setzt er dann leiser hinzu, „ich geleite Dich heim."

Wie im Traum schreitet die blonde Frau an seinem Arm durch den kleinen Vorgarten. Fast dunkel ist es inzwischen geworden; die Vögel sind schon zur Ruhe gegangen, um sich für den morgenden Jubelgesang zu stärken, kein Windhauch bewegt die Blätterzweige, leise knirscht der Sand unter ihren Füßen.

Der Flieder aber duftet in den lauen Maienabend hinaus, mild, stark und voll, der Flieder, der heut die Erinnerung wieder heraufbeschworen hat und der dem neuen Glücke seine Blüthen entgegen streut.

Ein deutscher Vorgänger Bellamys.

Von Alfred Oehlke.

Bei Besprechung des Bellamyschen „Rückblicks" sind vielfach seine Vorgänger in Italien und England; Campanella, Thomas Morus, Bacon genannt worden, aber, daß er auch in Deutschland im Anfange dieses Jahrhunderts bereits einen Vorläufer gehabt, ist nirgends erwähnt worden. Er ist also gründlich vergessen, der brave Julius von Voß mit seiner „Ini, Ein Roman aus dem XXI. Jahrhundert. Berlin 1810." Und doch war Voß der älteren Generation wohl bekannt und die zahlreichen Bände seiner Schriften erfreuten sich einer ziemlich weiten Verbreitung.

Julius von Voß war 1768 zu Brandenburg geboren, er wurde Offizier, hatte einen klaren Blick für die Schäden des preußischen Heeres vor 1806, machte verschiedene Reformvorschläge, die aber ungehört verhallten, und noch vor Ausbrechen des Krieges, den er mit banger Sorge für sein Vaterland herannahen sah, nahm er aus gekränktem Ehrgeiz den Abschied, um fortan seinen schriftstellerischen Arbeiten in Berlin zu leben. Neuerdings hat man versucht ihn wieder auszugraben, indem man seinen „Faust" in einem Neudrucke herausgegeben hat,*) aber außerhalb der literarhistorischen Kreise wird es kaum gelingen, ihn der Vergangenheit zu entreißen.

*) Berliner Neudrucke. 2. Serie. Bd. II. Faust, Trauerspiel mit Gesang und Tanz von Julius v. Voß, Hgb. v. Georg Ellinger. Berlin. Gebr. Paetel. 1890.

Seine „Ini", die uns hier beschäftigen soll, ist wie Bellamys Utopie in Form eines Romans gekleidet. Aber es ist kein Meisterwerk. Das Poetische darin ist armselig, die Darstellung breit, nur der Stil ist lebhaft — und außerdem ist es immerhin interessant zu sehen, wie ein damals nicht unbedeutender Schriftsteller und preußischer, wenn auch verabschiedeter Offizier sich im ersten Dezennium unseres Jahrhunderts die Welt nach 200 Jahren gestaltet dachte.

Zunächst hält Voß sein Handwerk in Ehren. Wenn bei Bellamy die Abschaffung aller Kriege, aller Heere, aller Marinen als etwas Selbstverständliches gilt, so hat sich bei Voß in der alten Welt zwar Vieles geändert, aber Soldaten und Kriege sind geblieben. Ganz Europa, außer Rußland, bildet eine Republik, an deren Spitze aber eine erbliche Kaiserdynastie steht, die wiederum ein Parlament zur Seite hat. Unter dem Kaiser herrschen in den einzelnen Ländern (Provinzen) Fürsten und Könige, die jedoch alle unter einander und zu ihrem Oberhaupte im besten Einvernehmen stehen. Dagegen hat der Russe ganz Asien erobert, und Asien und Europa können nicht immer Frieden halten. Am Hellespont stehen sich drohend zwei Festungen gegenüber, ihre Wälle gleichen Gebirgen, ihre Geschütze haben eine riesige Wirkung, und kommt's zum Kriege, dann wird in der Luft, auf der Erde und unter der Erde überall zugleich um den Sieg gestritten. Die Schlachten sind entsetzlich grausam, die Menschen werden in ungezählten Schaaren niedergemacht —

aber gerade darum hütet man sich, den Frieden, ohne gehörige Gründe leichtfertig zu brechen.

Das klingt zwar etwas tröstlich, aber doch nicht gerade ideal.

Ebenso wenig werden wir, denen eine dreijährige Dienstzeit schon etwas reichlich bemessen scheint, gern mit den Bürgern der Republik Europa im XXI. Jahrhundert zehn Jahre die Freuden des Kasernenlebens genießen wollen. Freilich insofern sind die Nachgebornen glücklicher — ein Militäretat existirt nicht. Nur drei Monate im Jahre dient der Zukunftssoldat mit der Waffe, in der übrigen Zeit bestellt er in eigens dazu angelegten Kolonien den Acker und verdient für sich und seine Kameraden, was das ganze Kriegshandwerk nur immer kostet.

Das ist entschieden vernünftig.

Vernünftig und namentlich der Lösung der Schulfrage förderlich wird man es auch finden, daß man den Eigensinn der einzelnen Völker, je ein eigenes Idiom zu sprechen, beseitigt und eine allgemeine europäische Sprache, die an Vollkommenheit natürlich alle heutigen übertrifft, eingeführt hat.

Wie alle Künste steht auch die Dichtung in höchster Blüthe, ganz wie bei Bellamy. Aber unser Poet ist kühner als der Amerikaner, der uns zwar auch von Berrian Novellen u. s. w. zu erzählen weiß, es aber leider versäumt hat, uns wenigstens mit einer Probe dieser Herrlichkeiten zu beglücken; Voß thut das, er spendet uns einen Hymnus aus der Literatur der Zukunft, den er freilich aus der klangvollen und reichen Sprache kommender Zeiten in unser gemeines Deutsch übertragen muß, und das mag Schuld daran sein, wenn wir nichts Besonderes an jenen Versen finden können. Da aber vermuthlich noch keiner meiner Leser ein Gedicht aus dem einundzwanzigsten Jahrhunderte kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, so will ich ihm wenigstens eine Strophe nicht vorenthalten:

„Himmlisch bist Du, o Jungfrau!
Du liebtest himmlische Liebe,
Und Dein Himmel steigt nieder
In der Liebenden Busen.
Hohe, Reine, Verklärte,
Weihe, heilige mich."

Die Verse sind an die Jungfrau Maria gerichtet, wie man ahnen wird. Dieselbe muß sich im einundzwanzigsten Jahrhunderte eine kleine Degradation gefallen lassen. Der alte Herrgott lebt zwar noch, aber Moses ist kein göttlicher Prophet mehr, Christus kein Gottessohn und Maria daher auch keine Gottesmutter mehr. Dagegen genießen sie eine ähnliche Verehrung wie die griechischen Heroen. Auch ihnen sind Tempel geweiht, und symbolisch feiert man in Moses den Urpriester der Vaterlandsliebe und Tapferkeit, in Christus den Heros der Bruderliebe unter den Menschen und in Maria die Königin der Schönheit und Künste.

Wirthschaftlich hat man natürlich außerordentliche Fortschritte gemacht. Einen Unterschied im Besitz giebt es zwar auch in Vossens Zukunftsstaat, aber man unterscheidet höchstens wohlhabend und reich. Um Armuth aufkommen zu lassen, dazu ist Agrikultur und Industrie viel zu entwickelt. Werden aber doch einmal mehr Menschen geboren als bequem zu ernähren sind, so weiß man auch dafür Rath. — Und hier berühren sich die Politiker des einundzwanzigsten Jahrhunderts merkwürdig mit gewissen Kollegen des neunzehnten, auch sie sind Kolonialschwärmer, natürlich mit einer gesteigerten Kühnheit, die dem Fortschritt der Zeiten entspricht. Scheinen uns schon die Gefilde von Kamerun und die Ufer der ostafrikanischen Seen nicht unbedenkliche Kolonisationsgebiete, so erhalten die Patrioten des einundzwanzigsten Jahrhunderts an dem Ueberschuß an nationaler Kraft dem Vaterlande, indem sie ihn zu Kolonisationszwecken in die Sahara schicken, und dort führen die fleißigen Auswanderer in Kultivirung dieser unbebauten Flächen ein Leben herrlich und in Freuden.

Etwas anders organisirt, als wir zurückgebliebenen Sterblichen, müssen schon darnach die Bürger der Zukunft sein. Und diese Annahme wird noch bestätigt, wenn wir von einer anderen Erfindung in der gesegneten Republik Europa hören. Telephone giebt's dort nicht, dagegen kennt man Sprachtrompeten, die den Ton so gewaltig verstärken, daß man sich auf eine Meile weit mit einander unterhalten kann. In unserer Zeit wären offenbar unsere Trommelfelle in der Nähe solcher Zwiegespräche gefährdet, doch der Mensch des einundzwanzigsten Jahrhunderts muß hierin glücklicher beanlagt sein, da jene Sprachinstrumente ziemlich allgemein im Gebrauch zu sein scheinen.

Wie die Telephone und elektrischen Telegraphen so sind auch die Eisenbahnen und Dampfschiffe im einundzwanzigsten Jahrhunderte bereits wieder beseitigt. Dagegen hat man andere sinnige Einrichtungen getroffen, um zu Wasser, zu Lande, zu Luft aufs Bequemste und Beste befördert zu werden. Von der Vervollkommnung der Schifffahrt durch allerlei Einfälle und Erfindungen will ich nicht reden, die verstehen sich von selbst. Daß man dagegen Walfische dazu dressirt hat, ganze, zu diesem Zwecke konstruirte, Inseln fortzuschaffen, halte ich für eine glänzende Errungenschaft.

Auch die Konstruktion von Wagen, die unsere Eisenbahnen zu ersetzen bestimmt sind, wird Bewunderung erregen. Dieselben haben Räder von fünfzig Fuß Durchmesser, die Speichen werden von starken Baumstämmen gebildet, infolge dieser kolossalen Schwungräder bewegt sich der Wagen, von eigener Kraft getrieben, federleicht von dannen.

Das wird unseren Physikern zu denken geben.

Aber alles übertrifft eine Luftpartie im einundzwanzigsten Jahrhundert. Man hat eingesehen, daß Zambeccarias und Opitzens Versuche mit lenkbaren Luftballons zu keinem Resultate führen. Infolge dessen hat man Adler dressirt, die aufs Sicherste konstruirte Ballons mit Windesschnelle von Ort zu Ort, von Erdtheil zu Erdtheil, gegen Wind und Wetter vorwärts ziehen. Unglücksfälle können dabei nicht passiren, nicht einmal, wenn man aus dem Luftschiffe herausfällt. Als Guido der geliebten Ini unterwegs in der Luft begegnet und im Liebeseifer einen Fehlsprung aus seiner Gondel thut, sinkt er zwar hundert Fuß jäh hernieder, inzwischen aber entfaltet sich der Fallschirm, den er als Mütze trägt, und nun schwebt er langsam zur Erde, bis ein Postknabe mit seinen Adlern niederwärts fliegt und den Glücklichen hinauf in die Arme seiner Herzenskönigin holt.

So schrieb Julius von Voß im Jahre des Heils 1810. Und schon 1825 ging der erste Dampfer nach Ostindien, 1833 zuckten die ersten elektrischen Telegraphen und 1835 schnaubte in Deutschland das erste Dampfroß von Nürnberg nach Fürth. Er hat die gewaltigen technischen Erfindungen, die dicht vor der Thür standen, ebenso wenig geahnt, wie sich die Mönche des Mittelalters, wenn sie in ihren Klosterzellen mühsam Buchstaben auf Buchstaben in ihre Pergamentrollen malten, etwas von der Erfindung der Schnellpresse träumen ließen. Gerade darin besteht ja die Größe weltbewegender Fortschritte, daß sie das zur Wahrheit machen, wovon frühere Zeiten nichts einmal ahnten. Und damit ist allen utopischen Schriften, in welchem Gewande und in welcher Zeit sie auch erscheinen mögen, in gewisser Richtung das Urtheil gesprochen.

Es leben heute noch Menschen, deren Kinderaugen auf dem eben erschienenen Werke Julius von Voß' hätten ruhen können, vielleicht auch geruht haben, und doch gilt seinen Zukunftsträumen im besten Falle heute nur noch ein Lächeln. Wenn auch anders, so doch ähnlich wird das Schicksal des Bellamyschen Rückblicks sein. Wiederum nach einem Menschenalter wird man in ihm zwar noch immer den klaren Denker und geistreichen Schriftsteller bewundern, für den glaubensfrohen Propheten aber wird dann nur noch ein Lächeln übrig sein.

„Denn der Reichthum der Natur", sagt Bacon v. Verulam, „übertrifft allemal den Reichthum der Beweisführung."

Heiteres.

Unter dem Titel „Bibliothek des Humors" giebt der Verlag von Frdr. Pfeilstücker (Berlin, Bayreutherstr. 1) einen reichhaltigen Anekdotenschatz heraus: dem eben erschienenen vierten Bande entnehmen wir nachstehende Scherze: **Kathederblüthen.** Es ist heute sehr heiß, das Thermometer steht auf 40 Fuß und 27 Zoll — Richard III. ließ alle seine Nachfolger hinrichten. — Im Jahr 1800 bestieg Bonaparte das Konsulat. — Der Boden der heißen Zone ist sandig, der der gemäßigten lehmig und die kalte Zone hat gar keinen Boden. — In Portugal fängt das Klima erst im Februar an, im Sommer ist große Hitze, aber der Herbst benebelt Alles wieder. — **Aus der Prinzenschule.** Professor: „Nun, mit welchem Jahre beginnen die Kreuzzüge?" — Prinz: „Im Jahre 1520!" — Professor: „Die Zahl, Durchlaucht, ist ja an sich sehr gut — aber hier paßt sie doch nicht ganz genau!" — Prinz (auf die Landkarte zeigend): „Dies ist wohl Spanien?" — Erzieher: „Ja, Hoheit! Aber nur von Franzosen bewohnt. Die Spanier selbst wohnen mehr südlich!" — **Allerlei.** Gymnasialprofessor: „Wir kommen jetzt zur Geographie von Macedonien. Murmel, haben Sie eine gute Karte?" — Murmel (der unter dem Tisch mit seinem Nachbar Skat spielt): „Ja, ich habe alle vier Jungen." — Er kennt ihn. Professor: „Nun, junger Mann, wenn Ihr Vater sich 1000 Francs leiht mit dem Versprechen, sie in jährlichen Raten von 250 Francs zurückzuzahlen, wie viel ist er nach drei Jahren noch schuldig?" — „1000 Francs!" — „Aber, mein Lieber, Sie kennen ja nicht einmal die Anfangsgründe der Arithmetik." — „Möglich, aber ich kenne meinen Papa!"

* * *

Die **Studenten in Halle** hatten sich zur Zeit, als der bekannte Reisende Professor Forster an der dortigen Universität lehrte, die Worte „O ja!" zur Begrüßungsformel erwählt, was unter Umständen recht albern klang. Forster, dem die moderne Narrheit widerlich war, hielt eines Tages Vortrag über den Esel. Dem Schlusse des Vortrages fügte er noch die Bemerkung hinzu: „Als eine neue Beobachtung an dem Thiere ist noch hervorzuheben, daß die Esel in Halle nicht mehr „J—a", sondern „O—ja" schreien!" — Damit erreichte die Albernheit ihr Ende.

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen